

Köbeli : autobiographische Skizze [Fortsetzung]

Autor(en): **Gassmann, A.L.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatkunde Wiggertal**

Band (Jahr): **21 (1961)**

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-718434>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Köbeli

Autobiographische Skizze von A. L. Gassmann, Vitznau

III.

Die vier Wirkungskreise:

St. Urban — in der Ecke des Kantons Luzern

Weggis — am schönen See

Sarnen — im freundlichen Obwaldnerländchen

Zurzach — der altberühmte Marktflecken am Rhein

St. Urban — ein gefürchteter, bedrückender, unheimlicher Ort! So heisst es im Volksmund. Und von allem hat Köbeli während seiner Wirksamkeit von 1896—1903 herzlich wenig bemerkt, etwa wie weit das arme Menschenkind in einer trostlosen Lage kommen kann, und das war für den einstigen Spitzbuben und Schlaumeier vom Seminar Hitzkirch her nur lehrreich fürs ganze Leben. Es gab ihm soviel zu denken, auch später! Kam Köbeli einmal ins regsame Wiggertal hinüber und frugen ihn die Leute, wo er denn jetzt auch sei, und er erklärte ihnen klipp und klar: «E z'Sant Orbe, hert am Bärnbiet a», da schauten sie ihn an wie zweiköpfige Kälber im Spiritus oder junge Schweinchen mit Entenschnäbeln, wie er solche als Sekundarschüler einst in der Kronenberg'schen Mühle in Dagmersellen gesehen. «Jä de nid öppe als Patient i dr Astalt», fuhr er dann gleich in fast gallischer Entrüstung drein, «nei, nei, als Lehrer und Organist hed mer dä einstig Luusbueb dohe to, vielleicht ass er si de e chli besseret und au tüeg wie ander Lüüt».

Ein anderer, ähnlicher Fall ist einmal an einer Kantonallehrerkonferenz seinem lieben, unvergesslichen Seminarfreund Seppi Wüest von Grosswangen passiert, mit dem er zum Verdruss des Musiklehrers Joseph Schildknecht in Mussestunden recht viel musiziert und auch Bauerntänze fiserlete. In der Abgeschiedenheit St. Urbans vom übrigen Kanton und vor allem von den Lehrern und einstigen Seminarkameraden kam Köbeli wenig an die Grosskonferenzen. Seppi Wüest, der nachmalige robuste, vielverkannte Dichter der Leuchtenstadt, kam nun einmal mit dem um drei Jahre ältern jovialen Seminarkollegen Albert Pfäffli, Lehrer und Organist in Uffikon, zusammen und es entspann sich ungefähr folgendes Gespräch:

Wüest: «Jetzt säg aber emol, du Pfäffli: hesch du de Gassme hüt no niene gseh? I ha-n-afe alli Egge und Aende absuecht — und das scho a de letzte zwee—drei Konferänze —, aber niene isch das Bürstli ume gsi. Au i de Chile, im Amt, ha-n-i umenand gluegt, — ke Gassme isch do gsi. Hed er ächt öppe uf dr Orgele mitgsunge, wil das sis Gebiet isch? Oder hed er öppe welle go wundere, säg Bärtil?»

Pfäffli (lachend): «Seppi, do channst du no lang go sueche, du wirst e niene gseh. I ha-n-ihm scho zweu-drüümol gschriebe, aber chome ke Antwort über. 's letzmol ha-n-e-ne bi eus z'Uffike auf-em Grab vo sim Vater sälig gseh, amene Gedächtnis, aber nochhär ist er verduftet, grad mit-em Velo dervo gradlet, entwäder hei oder de uf Buchs, är hanget gar grüüsli a sim Heimatdörfli. Dänk Seppi, är hed nidemol dr Ziit gha, mit mir hei cho Znüni z'näh. Der Vater hed's grüüsli ungärn g'ha . . .»

Wüest (einfallend): «Jä, wo isch er de eigentli ietz de Gassme — das möcht i emol vo dir wüsse, Bärtil?»

Pfäffli: «Jä Seppi, weisch du das nid? Z'usserisch usse vom Kanton, z'Sant Orbe, — friili e chli amene gfälhten Ort, gäll?»

Wüest (entsetzt): «Jä jä jä, und sie hend e doch lo goh as Gedächtnis vo sim Vater, das isch no schön vo-n-eh. Jä jä jä, und es muess doch nid so schlimm mit ihm si? E e e, z'Sant Orbe i dr Anstalt, wär hätt das einisch dänkt? Hed er also doch, wie de Diräktter F. X. Kunz einisch gseid hed, e Sporre z'viel? E e e, de Gassme, du verbrönnti Zeine! Dä verbarmet mi ietz scho.»

Pfäffli (lachend): «Seppi, Seppi, wo dänksch du he? Do gid's nüd z'verbarme. De Gassme i dr Astalt? Hähähä, ne-nei Seppi, är isch deet wie mir Lehrer und Organist. Dänk Seppi, Domorganist! Das will öppis heisse i dene junge Johre. Dä wird au die gross Orgele traktiere, Posuune und de

Bombardon zieh, wie siner Ziit z'Hitzkilch, wo dä guet Schildknächt z'Bärn obe im Spital gsi isch. Schad, ass de Diräkter Schildknächt nid no läbt, dä hätti sicher au e grossi Freud.»

Wüest: «Bravo, de Gassme, de Gassme — Domorganist! Dä wird höch uufgumpet si, cha mers danke. Do sägi aber nümi. Grad morn schrieb ich ihm, worum er si nie bi eus zeigi. I muess, muess mi liebe Freund wieder emol gseh. Und de gid's mängs z'brichte, was mer dozumol hindedure gleistet hend. De Gassme, e de Gassme Domorganist! Jetzt chann er «Bach» spiele, soviel ass er will, dä Chröter, gäll Bärnti?»

Pfäffli: «Du hest rächt, Seppi, und das wird er au tue.»

Wüest: «Wie mängist hed er gseid, wenn de Schildknächt die schwär gross g-moll gspielt hed: ‚Jetzt losid doch au, de J. S. Bach isch ke Bach, sondern es Meer a Grössli, so heig de grösst Komponist, de Beethoven, einisch gseid’.»

Pfäffli: «Und das wird stimme, Seppi. Mer wend de Gassme lo mache, är isch e vigelante Burscht. Und was er nid isch, das chann er no wärde: e richtige Domorganist. Mer wünschen ihm viel Glück. Ietz muess i aber goh, ade Seppi. Uf Wiederluege!»

Frisch und keck, mit verklärter Miene trat Köbeli seinen ersten Wirkungskreis an. Er kam gleich von der Rekrutenschule in Luzern, die Trompete unterm Arm und als er von der Pfaffnern und dem Kuhwald her dem ehemaligen Zisterzienserstift zuschritt, liess er von der Sonnhalde eines der schönsten Trompetensoli gen die hohen Klostermauern erschallen. Es echote vom Steckholz und vom Roggwiler Buchwald her. Die Bauern auf dem Feld stutzten und hielten einen Augenblick inne in ihren Herbstarbeiten. Eine neue Welt schien für sie angebrochen. Köbeli aber schritt bedächtig dem Weiherhof und dem Mühlebach entlang, dem malerischen Dörfchen zu. Hei, wie zappelten die Forellen in dem kleinen Bächlein! Er lachte auf den Stockzähnen und sagte zu sich selber: «Wartid nume, es paar vo euch will i de bald uselöpfe». Imposant glänzten in der Abendsonne die mächtigen zwei Türme der Stiftskirche.

Schon tags darauf begann in der siebenklassigen Gesamtschule ein freies berufliches Entfalten. Wie Schäfchen strich die 40köpfige Schar um den jungen Lehrer herum. Schon nachmittags war Gesang und bald klang aus allen Fenstern der untern Kommende:

«Schön ist die Jugend bei frohen Zeiten,
schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr.»

Und als in einigen Tagen von Luzern her ein neues Klavier ankam, da intonierte der Neulehrer fast täglich in seiner Wohnung im untern Stock des Schulhauses das herrliche Baumgartnerische Lied: «Noch ist die blühende, die goldene Zeit, die Tage der Rosen».

Bald stellte sich der HH. Pfarrer Weiler, ein grosser Musikfreund, ein und begrüßte den jungen Erzieher aufs freundlichste, ebenso Direktor Dr. Lisibach von der Heil- und Pflegeanstalt; letzterer trug ihm gleich sein Anliegen vor, Köbeli möchte im kommenden Winter bei den Unterhaltungsanlässen in der Anstalt mitwirken, vor allem an der Christbaumfeier im Festsaal.

Eine neue Zeit war für Köbeli und seine liebe Mutter, die ihn erst hegte und pflegte und für die vielen Schüler angebrochen. Und dieses freimütige Bekenntnis, dieser romantische Schimmer blieb auf Jahre hinaus, war Köbelis Hochgedanke, sein Ideal. Uebers Schulhandwerk hinweg ging's freudvoll zur hohen Tonkunst seines ehemaligen Meisters J. Schildknecht. Die ersten Musikschüler stellten sich ein und bald spukte auch die schöpferische Seite auf dem Klavier, auf der Orgel und zeitigte bald ordentliche Gesangsübungen auf der Schulwandtafel. Die Kinder bekamen nach und nach eine mächtige Freude an diesen prima-vista Uebungen. War Köbeli auch kein Komponist von Gottes Gnaden, wie der von J. Schildknecht so hochverehrte Joseph Haydn, gefühlshaft wollte er vom Handorgel- und Mundharfenspiel her dem Volke in seiner Mittelmässigkeit dienen. Zeigten sich da und dort Hindernisse in der Schule, im Verein und in der gut bürgerlichen Umgebung, wurde es brenzlich, menschelte es, Köbeli blieb dennoch seinem Grundsatz und seinem volkstümlichen Schaffen von Anfang an treu.

Erst galt die Hauptarbeit der Schule. Es fehlte nicht an unermüdlichem Handwerksfleiss. «Wer arbeiten kann, ist ein geborener König!» sagt Carlyle, das merkte er sich und liess gleich hierüber in den obern Klassen einen Aufsatz machen. Während der Vorbereitung mussten die untern Klassen zuhören und teilweise auch mitarbeiten; das Resultat war zufriedenstellend. Haperte es irgendwo und schrieb Köbeli die Schuld sich zu, so ging er am ersten besten freien Nachmittag zum Oberlehrer Scheidegger nach Roggliswil, der ihm prächtige, pädagogische und methodische Anweisungen und Winke gab. Dort fand er auch für sein Tagebuch in der Schulchronik aus

Webers «Dreizehnlinden» das Merkmars für jeden Lehrer, damit er nicht den Verleider bekommt:

«Wohl gibt es viel zu rupfen,
viel zu zähmen und zu zanken,
viel zu lernen und zu rucken
an den ungezogenen Ranken».

Unerbittlich legte Köbeli den Meissel auch an den eigenen Marmor, denn es galt nach den neuern Methoden die Phantasie der Kinder zu befruchten. An Hand fachtechnischer Literatur und durch Kurse bildete er sich fort. Er merkte auch bald, dass Erziehung wichtiger ist als gute Schularbeit. Stuess er auf elterliche Hindernisse, musste er da und dort, wie man sagt, der Katze auf den Schwanz trampfen, klärte Köbeli die Leute persönlich auf und bald verschwanden diese trüben Wölkchen am sonst so klaren, blauen Horizont. Des Philosophen Schopenhauers Sentenz: «Gegen die täglichen Hudeleien, kleinlichen Reibungen im menschlichen Verkehr sei ein gehörnter Siegfried» trug Köbeli beständig auf einem Zettelchen im Giletäschchen nach.

Nach den Patentprüfungen als Lehrer und Organist in Luzern kamen bald Anfragen, ob er nicht geneigt wäre, eine andere Lehrstelle anzunehmen? «Er sei z'Sant Orbe so verlochet». So von Root gleich nach der Staatsprüfung vom Erziehungsrat und Pfarrer Wyss; diese Stelle hätte Köbeli wegen allfälliger Fortbildung in Luzern gefallen, allein der Wegzug des damaligen Organisten und Lehrers in seine Heimatgemeinde unterblieb und aus dem Handel wurde nichts. Dann stellte sich auch Hergiswil am Napf und später das industrielle Reiden ein; hier zog Köbeli eine erste Zusage an den Gemeindeammann Elmiger — wenn auch ungerne — aus Rücksicht auf einen Kollegen zurück. Die Zeugnisse, die er zu diesem Zweck von Inspektor HH. Pfarrer Achermann in Pfaffnau verlangte, lauteten: Lehrtüchtigkeit Ia, Diensttreue Ia und Stand der Schule 1—2. Diese Anerkennung erfreute und ermunterte Köbeli zu neuer Arbeit. An Konferenzarbeiten verfasste er im Laufe der Jahre:

Das Wort — ein Mittel der Zucht.

Ländliches Leben, in Gedichtform.

Durch welche Mittel kann die erzieherische Seite des Unterrichts in der Volksschule gefördert werden? (Diese Arbeit wurde vom hohen Erziehungsrat prämiert).

Das Volkslied im Wiggertal, mit Vorführungen am Klavier.

Bevor wir von Köbelis Schularbeit Abschied nehmen — wir müssen uns der Kürze befleissen — noch drei Tagebuch-Bemerkungen:

«Am 14. Juli 1897 besuchte ein Kapuzinerpater von Olten meine Schule. Nachher machten wir gemeinsam einen Spaziergang um die Anstaltsmauern herum. Wir kamen auf dieses und jenes zu sprechen, u. a. auf die unsterbliche Seele des Menschen, auf die sensible der Tiere und die vegetative der Pflanzen. Zum Schluss bat er mich dringend, ein Tagebuch anzulegen und drin festzuhalten, was wesentlich im Berufsleben Gutes, Schönes, vielleicht auch Böses vorkommt». Köbeli fand die Idee gut, gehorchte und dieses ist bis heute auf fast 2000 Seiten gediehen.

«Am 15. Juli 1897 studierte ich für die Staatsprüfung auf dem Bänklein am Waldrand des Sagiackers. Da sah ich, wie ein Patient in Zwickkleidern über die Anstaltsmauern stieg und sich rasch dem Walde näherte. Es war der verruchte Mörder Gehring, der kurz vorher in Luzern eine Lehrerin getötet hatte und hier zur Beobachtung eingeliefert worden war. Ich verfolgte ihn mit einem Stecken in der Hand, verlor ihn aber im Dickicht des Jungschutzes. Erst nach Jahren tauchte er in Köln auf und wurde den Schweizerbehörden wiederum ausgeliefert zu weiteren Jahren Zuchthaus.»

«Am 20. Weinmonat des gleichen Jahres rief mich der beliebte HH. Pfarrer Weiler, der nebenan wohnte, zu sich. Wir gingen nach einem Gläschen Süssen in den dritten Stock des Hauses, wo man einen guten Ausblick auf die schwierigste Abteilung der Irren im Anstaltsgarten hatte. ‚Jetzt Obacht, Herr Lehrer, Sie werden was erleben‘, sagte der würdige Herr hinter den Gardinen. Und richtig, es kam ein greiser Patient mit langen, wallenden Haaren, stieg in der Ecke des Gartens auf einen grossen Zementsockel und streckte die beiden Arme segnend über viele niederkniefende Patienten aus. Hierauf zog er sich langsamen Schrittes zurück und war nicht mehr zu sehen».

Lieber Leser der «Heimatkunde», dieser arme Kranke bildete sich ein, er sei Papst Leo XIII. und sein eingebildetes, hochpriesterliches Amt übertrug sich auf jegliches Tun und Lassen des Patienten. Keine Klage der Wärter war je über ihn hörbar.

Köbelis Jugendidealismus erlebte in St. Urban die allerschönsten Tage in dem kleinen *Kirchenchor*. Er bestand aus lauter barmherzigen Schwestern des Klosters Ingenbohl (Schwyz). Ihre schwere Hauptaufgabe war, die armen Kranken zu pflegen und zu behüten. Punkt 8.00 Uhr abends wurden die Proben begonnen und punkt 10.00 Uhr geschlossen; Absenzen waren sozusagen keine zu verzeichnen. In Köbelis langer Odysseefahrt als Chorleiter traf er nie mehr eine solche Chordisziplin an und von Unannehmlichkeiten dieser oder jener Art keine Spur. Mit Aktivität geladen ging er an die Arbeit, um nach und nach ein ordentliches Kirchenrepertoire

neuzeitlichen Sinnes zu schaffen. In erster Linie berücksichtigte er die drei- und vierstimmigen Messen mit Orgel seines Lehrers J. Schildknecht und dann jene des Regensburger Komponisten Michael Haller. Mit op. 27 des Letztern für drei Oberstimmen und eine Männerstimme (ganz polyphon gehalten) hatte er besonderen Erfolg. Mit Bartschs a capella Missa secunda schloss Köbeli sein dortiges Wirken 1903 ab. Dabei und bei den kontrapunktisch fein gewobenen Motetten von Schildknecht (Lauda Jerusalem), Orlando di Lasso, Allegri usw. bemerkte er, dass von den Schwestern die Reibung von Tönen, scharfe Dissonanzen, nur kopfschüttelnd gesungen wurden.

Für die Christbaumfeier in der Anstalt und für andere Anlässe übte Köbeli auch weltliche Sachen ein, so z. B. «Cäcilias Gebet» von J. Schildknecht, dessen Sopransolo bis ins hohe C hinauf vom «Mühlekäterli» (seiner Zukünftigen), die unterdessen als einzige Weltliche ausnahmsweise zu den Barmherzigen gestossen war, recht gut gesungen wurde. Die Wärme und flüssige Gesangsführung fiel hier angenehm auf; bei einer spätern Wiederholung dieser Komposition fiel dieses auch einer Abordnung der «Liedertafel» Luzern unter Direktor Peter Fassbänder auf.

Den ersten kirchenmusikalischen Erfolg als volkstümlicher Komponist erzielte Köbeli mit seinem siebenstimmigen «Weihnachten», das er schon im Seminar aus lauter Heimweh nach dem Buchser Weihnachts- und Dreikönigssingen entworfen und mit seinen Kameraden hinterrücks im Drittklasszimmer aufgeführt hatte. Den ursprünglichen Text «Heilige Nacht auf Engelsschwingen», der später vom poetisch sehr veranlagten Freund Dr. Franz Niederberger in Sarnen umgearbeitet wurde, liess er hier noch stehen. Köbeli vergisst es nie, wie die barmherzigen Schwestern, seine Sängerinnen, den Refrain «O du liebes Jesulein, o lasst uns niederknien», seelisch feinführend, kindlich anmutig und warmherzig sangen. Eben dieses Gebetlein hat Köbeli (siehe Köbeli I) damals im Speicher-Gottesdienst mitgeträllert. Es war also wahr, was der nordische Dichter Ibsen irgendwo sagt: «Der Poet saugt die besten Kräfte aus der Heimat, wie der Baum aus tiefen Wurzeln seinen Saft». Die Weihnachtsstimmungslyrik kam voll und ganz zum Ausdruck. Vielleicht war es gerade die poetisierte Ländlichkeit, dass der Chor das neue Weihnachtslied von da an in jedem Gottesdienst der Festzeit singen musste. So wünschte es der HH. Pfarrer und so die Kirchenbesucher, es ging ihnen zu Herzen.

Am Balancierstab der Kunst gemessen, wurde später, als das Lied im Musikverlag H. Willi, Cham, im Druck erschien, dies und jenes an der Erstlingskomposition ausgesetzt, «es fehle dem jungen Komponisten recht viel

an Selbstkritik», allein die Hauptsache war: Wir hatten wieder ein neues, stimmungsvolles «Weihnachten», ein kindlich-frommes Krippenlied. Als später dazu noch ein Hornquartett geschrieben wurde, brachten es auch grössere Chöre übers Herz, einmal einen «Köbeli» ihrem Kirchenrepertoire einzuverleiben. Weiter schweigt des Sängers Höflichkeit, das Leben hat eben überall seine Runzeln. Und diesmal hat es mit ihrem Singen die Loreley verursacht. Uebrigens musste Köbeli schon früh die Wahrheit des Bibelspruches (Matthäus, 13. Kapitel, 57 Vers) erfahren: «Ein Prophet gilt nirgends weniger denn in seinem Vaterland und in seinem Hause».

Die vielen Militärdienste, wovon drei halbe Rekrutenschulen, brachten es mit sich, dass Köbeli recht viel für Feldmusik arrangieren, Stücke schreiben und komponieren musste. Besondern Erfolg hatte er mit seinem «Trüppeler», dann mit dem Marsch «Einzug der 42er», dem Kleinwalzer «Am Strande der Wigger» und den «Soldatenweisen des 42er Bataillons». Letztere Komposition ist später im Druck erschienen unter dem Titel «Durch unsere Gauen», Potpourri. Für Hellbühl, Schötz, Wauwil, Uffikon, Ruswil, die Postmusik Luzern u. a. m. hatte Köbeli reichlich Nebenarbeit. Im Bat. 42 blies er Es-Kornett, dann Trompete und schliesslich auf besonderen Wunsch des Musikoffiziers, Hauptmann Zimmermann, dem spätern Theaterdichter in Weggis, die Zugposaune. Am 10. Mai 1899 gründete Köbeli die Musikgesellschaft St. Urban, die schon zur allgemeinen Freude am darauffolgenden Herrgottstag ihre kirchlichen Weisen und einen Prozessionsmarsch erschallen liess. Ihr schrieb Köbeli auch den gelungenen Marsch «Musikantenhumor» mit Pfeiferei und Gesang: «Wenn das nid guet für d'Wäntelen isch, was Tüfels isch de guet».

Als Volksmusiker hüben und drüben schon ordentlich bekannt, wählte die benachbarte, tüchtige und weithin bekannte Musikgesellschaft Roggwil BE ihn zu ihrem Dirigenten. Das war im Herbst 1897. Für den jungen Köbeli war es ein Wagnis, diese Stelle anzutreten, zumal vorher ein ausserordentlich begabter Musikdirektor Richard den Verein dirigierte. Aber frisch gewagt ist halb gewonnen. Umflittert von einer Schar junger Musikanten und einer Reihe routinierter Alter, von denen später einer an einem Eidg. Jodlerfest, es war der Trompeter Fritz Ammann, den ersten Preis im Alphornblasen holte, komponierte Köbeli dem ausgezeichnet disziplinierten Verein zwei flotte Märsche: «Nach Freiheit» und den «Friedensmarsch» fürs Winterkonzert und erzielte damit einen Bombenerfolg. Zwei Luzerner Zeitungen berichteten darüber und nun brach ein für Köbeli unangenehmes Geplänkel von Privaten und Behörden los (St. Urban, Pfaffnau, Luzern): Er gehe zuviel ins Bernbiet und es gehe einem Lehrer nicht an, gleichzeitig mehrere Musiken zu dirigieren und daneben noch andere Vereine zu leiten. Kurz und

gut gab Köbeli den Reklamanten zur Antwort: Solange er seine Pflichten als Lehrer und Organist zur Zufriedenheit aller gewissenhaft erfülle, lasse er sich nicht an den Zähnen dängeln, sonst gehe er gleich über die Grenze, da Roggwil ihn schon längst an die «Erweiterte Oberschule» habe wählen wollen und er bereits — wie Luzern es schon wisse — im Besitz des Berner Patentes sei. Gelt, lieber Leser, heute tönt es doch ein bischen anders in solchen Sachen! Aber so war's damals in den Zeiten vor der «Neuen Militärorganisation» 1907, da im Kanton Luzern im Militär kein Lehrer befördert wurde und die Primarlehrer anfangs mit Fr. 900 jährlich und mit Fr. 200 Wohnungs- und Holzentschädigung abgespiesen wurden. Auch hier: Andere Zeiten, andere Lieder!

«Mann soll man sein oder man wird der Schatten von ihm — Niemand!» Köbeli hatte eben diese paar Fränklein, neben dem Zuschuss als Organist und Chorleiter von Fr. 300 bitter nötig. Seinem Bruder Jakob, Posthalter in Buchs, brannte das Haus ab, die Mutter musste heim, es wurde geheiratet, Anschaffungen dieser und jener Art waren nötig und woher das Geld nehmen und nicht stehlen? Köbeli wollte ja keine Luftschlösser bauen, weil diese zu kostspielig sind, aber «es recht haben» und nicht darben. So wurde er von heute auf morgen — Realpolitiker, ohne das Mensch- und Christsein zu vergessen.

Es folgten Konzert auf Konzert in Roggwil, in der Kalten Herberge, in St. Urban (Anstaltsgarten), in Dagmersellen, Langenthal; Musikfeste wurden besucht und jedesmal kehrte der Verein lorbeer gekrönt heim. Unvergesslich ist Köbeli die Mitwirkung der Musikgesellschaft Roggwil anlässlich eines Vortrages «Himmel auf Erden» von Pastor Pflüger in Basel. Zufällig kam er neben den Roggwiler Ortspfarrer Rickli zu sitzen. Ein Wort gab das andere und bald kamen theologische Dinge aufs Traktandum. Einige Tage darauf erhielt er per Post Prof. Dr. C. Hiltys «Glück», dessen Lebensweisheit Köbeli wertvoll, ja führend durchs Leben war, da er auch in paritätischen Orten wirken musste.

Inbetreff Komposition und Instrumentation studierte Köbeli Lobe, Kling, Naumann und Stöhr (Wien), schrieb Seite für Seite Notenbeispiele ab und bald entstanden für Blech- und Harmoniemusik:

Musenklänge, Potpourri

Stürmen und Drängen, Konzertwalzer

Ständchen auf dem Dorfplatz, Phantasie

Zur Wende des Jahrhunderts, Marsch

Eidg. Schützenfestmarsch Luzern 1903 u. a. m.

Unterdessen war 1899—1902 in Afrika der «Buurekrieg» ausgebrochen. Die Eidgenossen sympathisierten mit Präsident Krüger und dem wackern, fleissigen «Buurevolch». Diesen Moment ergriff Köbeli und schuf, reich mit Signalen durchwürzt, das «Militärische Tongemälde England und Transvaal». Um dem Opus zu einer durchschlagenden Wirkung zu verhelfen, liess Köbeli extra aus Böhmen eine Schnellfeuermaschine kommen. Als im Konzert zum Schluss die «Buurenhymne» erscholl, erhoben sich die Zuhörer von den Sitzen und verlangten eine Wiederholung. Diese wurde ihnen wegen der Länge des Stückes — gegen eine halbe Stunde — versagt, erlebte aber kurz vor Köbelis Weggang 1903 eine Wiederaufführung im Berner Rathauskeller. Da England aber unterdessen die Buuren unterjocht hatte, trat nicht mehr die gleiche Begeisterung der Schweizer zutage. Und die Schnellfeuermaschine schläft heute noch bei Köbeli in der «Walpurga» am schönen See den Schlaf des Gerechten. Sie liesse sich aber auch ganz gut als «Charfriitigraffle» brauchen.

Um einen flüssigen Stil zu bekommen, las Köbeli schon im Lehrerseminar fleissig J. W. Goethe. Kamerad Simon Portmann von Wolhusen, der nachmalige Mittelschullehrer in Sursee, neben Köbeli im Studiersaal, hielt es mehr mit Shakespeare; dessen gewaltige Dramen verschlang er förmlich. Gleich nach dem ersten «Zapfen» in St. Urban liess Köbeli von der Buchhandlung Prell in Luzern «Goethes sämtliche Werke», flott in roten Einbänden sich präsentierend, kommen; das gab eine exquisite Winter-Dichterlektüre. Die Anregung verdankt Köbeli Prof. Dr. Ludwig Suter in Hitzkirch, dem beliebten Lehrer, der einst einen Aufsatz «Guidos erster Versuch im Mähen» von Köbeli gelesen und sich dabei weidlich erbaut hatte.

Also kommt das letzte Kapitel von Köbelis Wirksamkeit in der Ecke des Kantons Luzern. Schon im Seminar, III. Klasse (Poetik), wurden dichterische Versuche gemacht; erst für den Deutschlehrer HH. Dir. Kunz, etwas gelehrt à la Klopstocks «Messiade», und nebenbei in den Entwicklungsjahren (siehe Köbeli II) verstohlen weitere Versuche, leichteren Genres, mit verschiedenen Farbtinten. Schon Weihnachten des Jahres 1896 bot Köbeli Gelegenheit, ein längeres Gedicht für den «Oberaargauer» (Langenthal) vom Stapel zu lassen; es wurde angenommen und dessen Redaktor Herzig sandte ihm ein schönes Briefchen, bat um Mitarbeit mit Gratisabonnement. Im Herbst 1897 war ein vielbesuchter Organistenkurs in Hitzkirch. Meister Schildknecht nahm Abschied von seinen vielen Schülern, um nach Marienberg, Rorschach, zu ziehen, wohin er als St. Galler berufen wurde. Wiederum bestieg Köbeli den Pegasus und sandte eine längere Epistel an den «Landboten» in Sursee, das heimatliche Lokalblatt von Buchs, — blitzte aber ab. Dann kam eine mehr oder weniger poetische Einladung an Köbelis Ver-

wandte in Buchs zur grossen, weithin bekannten St. Urbanerkilbi, wo sich immer alle «Völker» der Kantone Luzern, Bern, Aargau und Solothurn treffen. Es folgten Kritiken und Besprechungen von Konzerten und Theatern ennet der Grenze in die Berner Zeitungen, mitunter auch in Versform, damit der Schreiber nicht aus der Uebung kam; dann ein vierseitiger «Glättikursgruss», anno 1898 in Daktylen, ein Gedicht über die «Revolution in Italien» usw. Nach und nach wurde Köbeli Korrespondent des «Luzerner Tagesanzeigers», des «Vaterland» und der «Buchszeitung» unter Redaktor Ulrich Dürrenmatt, der in St. Urban viele Freunde hatte.

Ein neugegründeter «Dramatischer Klub» verpflichtete sich der Direktion der Heil- und Pflegeanstalt gegenüber, um den Patienten im Alltagsleben eine Abwechslung zu bieten, zur 2—3maligen Aufführung bekannter Stücke. Erst kamen kleinere Lustspiele und Schwänke an die Reihe: «Der Hausschlüssel» von C. Hirthe, umwoben von kleinen Singspielen, Soloszenen, Duetten und Terzetten. Weiter «Einer muss heiraten» u. a. m. Dann folgten grössere Stücke wie «Der Müller und sein Kind» von E. Raupach, «Hedwig, die Banditenbraut» von Körner, «Die Hexe von Gäbisdorf» von Kramer! Um auf die Rechnung zu kommen, wurden diese Stücke auch im «Löwen» St. Urban und ennet der Grenze im «Rössli», Roggwil, gespielt. Dort hatte der Klub nach und nach einen gewaltigen und dankbaren Zulauf von Langenthal und Umgebung. Besonders wurden die musikalischen Einlagen beklatscht und zur Wiederholung gerufen. In poetischer Lebensanschauung wurde durchwegs gespielt und der Klub war so begeistert und theaterfroh, dass er nie einen Souffleur brauchte.

Köbelis kleine Schriftstellerei wirkte sich endlich besonders in zwei Arbeiten aus: 1. «Wie Hans und Mädi die Kilbi in St. Urban besuchten» und 2. in dem ersten grösseren Feuilleton-Versuch «Weihnachten - umnachtet!», eine Christbaumfeier in der Heil- und Pflegeanstalt. Erstere ging durch fast alle hier bekannten Zeitungen, weil er darin den Jammerzustand der Domorgel (Registerschwund) schilderte und die Plünderung des ehemaligen Zisterzienserklosters 1848 öffentlich zeichnete (die grosse St. Theodulsglocke nach Pfaffnau verschleppt!). Es gab einen regierungsrätlichen Untersuch und damit — basta! Der alte Spruch hatte sich wieder einmal bewährt: «Greife nicht in ein Wespennest, doch wenn du greifst, so greife fest».

«Weihnachten umnachtet, wie schrecklich kommst du mir vor!» trug Köbeli die Freundschaft mit dem Schöngeist, Redaktor Michael Schnyder, vom «Vaterland» ein und die Werbung zur Mitarbeit an dieser grossen Tageszeitung, der er über 20 Jahre treu blieb. Wie oft fehlen doch die

guten, persönlichen Beziehungen dem aufstrebenden jungen Menschen! Sie sind es, welche Silberstreifen an den düstern Horizont des Lebens bringen. Während dieser sieben Jahre in St. Urban fand Köbeli noch genügend Musse, den alten Volksliedern des Wiggertales und Hinterlandes bis an die Hänge des Napfes nachzugehen, sie in Wort und Schrift aufzuzeichnen und für alle Zeiten festzuhalten. Es brauchte Mut und eine grosse persönliche Aufopferung, damals gab es noch keine Subventionen. Auch die «Bickeljoggiaden», die Lügenmärchen des urchigen Kauzes im Eiholz gegen Pfaffnau hin, waren schon ein gutes Stück weit gediehen. Wie ein Feengebäude standen diese beiden Volkswerke vor Köbelis Seele. Er musste, musste sie für die engere Heimat schaffen, das viele Material sondieren und durcharbeiten. Es kostete manche fast schlaflose Nacht. Von einem dolce far niente in den kommenden Jahren und Wirkungskreisen war keine Rede. Wie schon früher mit dem Engländer Carlyle gesagt: «Wer arbeiten kann, ist ein kleiner König!» gilt auch hier. Und was sagt zum Schluss der feinsinnige deutsche Dichter Herder:

«Denken was wahr,
fühlen was schön,
wollen was gut ist:

darin erkennt der schaffende poetische Geist sein Ziel».
Und nun: «Auf denn nach Valencia!» heisst es in C. M. Webers «Preziosa».